



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

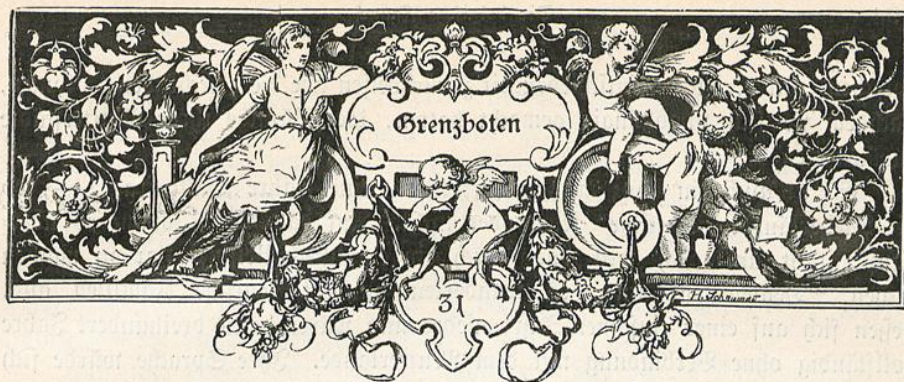
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Arjuna, Harald: Die belgische Frage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die belgische Frage



er geharnischte Protest, den der vlämische Volksrat gegen die Bestrebungen des Alldeutschen Verbandes geschleudert hat, konnte nur den überraschen, der mit den Verhältnissen in Belgien nicht vertraut ist. Namentlich die Herren vom Alldeutschen Verband scheinen sich in der angenehmen Hoffnung gewiegt zu haben, auf ihren Kommandoruf würde das ganze vlämische Volk unter begeistertem Hurra-geschrei die Einverleibung in das Reich fordern. Um so unangenehmer war die Erkenntnis, daß der berüchtigte deutsche Doktrinarismus, der glaubt, lebendige Dinge nach einem abstrakten Maßstabe messen zu können, auch diesmal wieder eine Niederlage erlitten hatte. Mit „Heilo Heil!“ und altertümlicher Sprache kann man keine Politik machen, mit der heiligen Philologie kann man keine Völkerbewegung in Gang bringen, und die Berufung auf das „heilige römische Reich deutscher Nation“ gehört zu den „ollen Kamellen.“ Deutsche Professorenideen verbunden mit preußischem Unteroffizierston mögen vielleicht noch den heutigen Reichsbewohnern imponiren, im Auslande finden sie nur spöttisches Achselzucken. Die Vlamländer fühlen sich nicht mehr als Deutsche, und man thut unklug, ihnen, gestützt auf ihre Abkunft, Ansichten und Wünsche zuzumuten, die sie gar nicht haben können. Es ist der Wille, der in letzter Hinsicht eine Nationalität bildet. Alle Hinweise auf gemeinsame Abstammung, die scharfsinnigsten philologischen Untersuchungen, die gründlichsten geschichtlichen Nachweise sind machtlos gegen den klar ausgesprochenen Willen. Die Angelsachsen waren zweifellos Deutsche. Aber schon zu König Alfreds Zeiten wären sie sicher sehr verwundert gewesen, wenn man daraus irgend welche Ansprüche hergeleitet hätte, die gegen ihre Interessen gewesen wären. Und die Nordamerikaner würden ähnliche Zumutungen der Engländer, deren Sprache sie

sprechen, mit derselben Entschiedenheit zurückweisen wie die griechischen Kolonien, nachdem sie sich unabhängig gemacht hatten, die Wünsche ihrer Mutterstädte zurückwiesen.

Es ist auch ein ganz müßiger Streit — eine wahre Doktorfrage! —, ob die Niederländer „Deutsche“ seien oder nicht. Auf das Wort kommt es überhaupt nicht an. Ich will das durch ein einfaches Beispiel klar zu machen suchen. Denken wir uns, es wanderten hundert deutsche Familien aus, ließen sich auf einer einsamen Insel nieder und wären dann dreihundert Jahre vollständig ohne Verbindung mit dem Mutterlande. Ihre Sprache würde sich natürlich anders entwickeln als in Deutschland. Ihre Sitten, ihre Einrichtungen ebenfalls. Setzen wir nun den Fall, diese Insel würde nach dreihundert Jahren von den Reichsbewohnern entdeckt, so würden sie doch ihre dortigen Brüder nicht für Deutsche, sondern nur für Stammverwandte, für „Germanen“ erklären. Sie würden sie auch nicht „Deutsche“ nennen, sondern sicherlich nach der Insel, auf der sie wohnen. Wenn nun die Wissenschaft schließlich feststellt, daß diese Insulaner ebenso gut Deutsche wären wie die im Reiche zurückgebliebenen, so wäre es doch eine rein theoretische Erörterung, ob man beiden Völkern dieselbe Bezeichnung zuteil werden lassen solle oder nicht. In Wahrheit wären zwei Nationalitäten da. Jedenfalls würden es die Inselbewohner nicht verstehen, wenn man aus ihrer gemeinsamen Abstammung irgend einen Rechtstitel herleiten wollte, der sie zu etwas verpflichtete, was gegen ihre Neigung wäre.

Genau so ist es mit den Niederländern. Die Holländer haben das schwache Band, das sie an das Reich fesselte, im sechzehnten Jahrhundert durchschnitten, weil sie einsahen, daß sie sich als unabhängiges Gemeinwesen besser stünden, und das alternde Reich hat die Trennung anerkannt, weil es für den Volkszusammenhang kein Verständnis hatte. Das Reich war überhaupt kein nationaler Staat und ist es nie gewesen. Der Nationalismus ist ein Erzeugnis der Neuzeit und hängt wesentlich mit dem Zustandekommen einer nationalen Bildung, einer Kultursprache und einer Litteratur zusammen. Für Deutschland, d. h. für das Reich war die Sprache und das Schrifttum hochdeutsch. In den Niederlanden aber galt das Niederdeutsche. Das bewirkte die Trennung der Geister, die bis auf den heutigen Tag währt.

Das, was der Niederländer vor allem fürchtet, ist, daß man eines Tages seine Muttersprache mit der hochdeutschen vertauschen könnte. Vestigia terrent. Die Aufgebung des Niederdeutschen im Reiche schreckt ihn von einer Annäherung an die Duitschers ab. Unter Duitschers versteht er in Übereinstimmung mit allen andern Völkern die Germanen, die sich der hochdeutschen Schriftsprache bedienen. Für sich selbst aber wendet er die Form dietsch an, was die Alldeutschen nur zu gern mit „deutsch“ verwechseln und in ihren Artikeln auch so wiedergeben. Duitsch und dietsch sind aber verschiedene Dinge. Man hat

allerdings früher in Holland das Wort niederdeutsch ganz allgemein für die niederländische Sprache angewandt. Aber der heutige Gebrauch des Wortes nederlandsch beweist, daß man sich des Gegensatzes voll bewußt geworden ist. Die Alldeutschen haben nun neuerdings, um jeden Gegensatz zu verwischen, das Wort „reichisch,“ d. i. „zum Reich gehörig“ erfunden und nennen also die Niederländer nichtreichische Deutsche. Aber das ist eine Gelehrtenbezeichnung, die kein Recht schafft, und ist dem Sprachgebrauch, wie er sich seit Jahrhunderten ausgebildet hat, fremd.

Und noch etwas andres ist zu beachten. Die neuere Anthropologie hat herausgebracht, daß die Grundlage jedes Volkes fremde Stämme bilden, die in vorgeschichtlicher Zeit aus Asien eingewandert und später von den Arieren unterjocht worden sind. Allmählich aber verschmolzen die beiden Rassen mit einander. Es liegt nun auf der Hand, daß je nach dem unarischen Grundstock der Bevölkerung das Aussehen der heutigen Bevölkerung verschieden sein muß. Wie aber die Mischung verschieden ist, so ist auch jede Gegend verschieden. Da aber nach einem andern Gesetze der neuern Anthropologie die dunkle Schicht der Bevölkerung immer mehr oben auf kommt, so folgt, daß sich in der That auf diese Weise schließlich ein neues Volk bilden kann, von dessen Möglichkeit man im Mittelalter, als die Germanen noch verhältnismäßig rein waren, keine Ahnung hatte. Daß die Niederländer sämtlich zu dem blonden, blauäugigen Typus gehörten, ist ein weitverbreitetes Märchen, aber eben nur ein Märchen. Namentlich spanisches Blut hat sich mit vlämischen gekreuzt. Man sieht oft genug in Flandern Männer mit niederdeutschem Schädel, aber spanischen Augen, Bart und Gesichtsausdruck, also Mischlinge. Die Germanen sterben allmählich aus, sie werden immer mehr aufgerieben. Die Urrasse aber bleibt auf der Scholle und tritt schließlich an die Stelle der Germanen. Daß auch die Beschäftigung, die Lebensweise, die Gedanken, die Religion, das Klima, die Bodenbeschaffenheit usw. Einfluß auf den Volkscharakter haben, ja ihn allmählich ganz verändern können, will ich nur andeuten. Um nur ein Beispiel anzuführen: die in Deutschland sprichwörtliche holländische Reinlichkeit ist ziemlich jung. Im Mittelalter waren die Holländer wegen ihrer Unreinlichkeit berüchtigt. Wer feststellen will, ob sich eine neue Nationalität gebildet habe, muß alle Umstände berücksichtigen und darf nicht bloß nach der Sprache urteilen.

Was mich betrifft, so neige ich zu dem Glauben, daß sich die Nordniederländer trotz ihrer einstigen Abstammung von deutschen Stämmen zu einer eignen Nationalität entwickelt haben, so gut wie die Dänen und die Engländer. Daß sie jetzt noch sprachlich den Deutschen näher stehen, kommt daher, daß sie sich später von ihnen getrennt haben. Wenn die Angelsachsen in Schleswig geblieben wären, würden sie heute statt Englisch Plattdeutsch reden, und ein Shakespeare würde hochdeutsche Verse gemacht haben. Bürger beklagte es

bitter, daß sich das Niederdeutsche, das seiner Meinung nach so vollkommen war wie das Oberdeutsche, nicht zur Litteratursprache entwickelt habe. Aber alle Sentimentalität kann daran nichts ändern. Nationalitäten gehen unter, d. h. sie gehen in einer andern auf, wenn sie nicht die Kraft haben, eine eigne Litteratursprache zu schaffen oder zu erhalten. Als sich Ferdinand der Katholische mit Isabella von Kastilien verheiratete, wurde das Kastilische auch in Katalonien eingeführt. Als Südfrankreich mit Nordfrankreich vereinigt wurde, unterlag auch die occitanische Sprache, die eine glänzende Litteratur hervorgebracht hatte, ihrer jüngern, aber kräftigern Schwester. Ähnlich könnte es auch dem Niederländischen ergehen bei einer Vereinigung mit dem Reich.

Was die Blamländer angeht, so haben sie es offenbar nicht so weit gebracht wie die Holländer. Dafür lastete der französische Einfluß zu lange und zu stark auf ihnen. Ihre Nationalität ist erst im Werden. Bei Beginn der Sprachbewegung wäre es noch denkbar gewesen, dem Hochdeutschen die große Rolle zuzuteilen, die jetzt das Holländische hat. Aber man verpaßte den günstigen Augenblick, und nun ist es zu spät. Das Steinchen, das ins Rollen gekommen ist, die großniederländische Idee, wird den Abhang hinunterrollen.

Die großniederländische Idee schadet der Annäherung an die Reichsdeutschen. Denn es ist klar, je mehr sie wächst, desto geringer wird der deutsche Einfluß werden, desto selbständiger und zuversichtlicher werden die Niederländer auftreten. Die Alldeutschen haben also alle Ursache, das Anwachsen der Idee mit einer gewissen Sorge zu verfolgen. Die Holländer sind nie Freunde Deutschlands gewesen und sind es jetzt vielleicht weniger denn je. Es ist wohl möglich, daß sie die Belgier in ihr Fahrwasser ziehen und sich mit den Franzosen verbinden werden, um das Reich unschädlich zu machen.

Wie die Annäherung zwischen den beiden niederländischen Staaten fortgeschritten ist, kann man aus der Erklärung sehen, die der flämische Volksrat öffentlich zu geben wagt. Darin heißt es: „Die flämische Bewegung wünscht, daß Nord- und Südniederland, so innig wie möglich (!) verbunden, sich mehr und mehr gegenseitig helfen mögen. Sind auch die beiden Reiche (sic!) infolge von Ereignissen, die wir alle bedauern (!), staatlich getrennt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Holländer und Fläminger zu demselben Volke gehören, dieselbe Sprache sprechen, dieselbe freisinnige Verfassung haben (!), daß beide dieselbe Gefahr bedroht (!), kurz, daß sie durch gemeinschaftliche Interessen und Überlieferungen vereinigt eine feste und unzerstörbare Volkseinheit bilden.“ Die Großniederländer sind fest entschlossen, sich zu einem Gemeinwesen zu verbinden, wie es seinerzeit etwa England und Schottland gethan haben. Sie könnten dann in der That eine politische Rolle spielen und den Deutschen unbequem werden. Diese Rolle wäre ähnlich der, die Dänemark in frühern Zeiten gespielt hat. Die Situation ist ähnlich genug. Freilich ist die holländische Armee erbärmlich, die schutterij wird vom Volke mit Steinen geworfen, und

die Flotte ist veraltet. Aber in Belgien steht die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bevor, und in Holland ist sie wenigstens nicht unmöglich. Freilich ist es kaum denkbar, daß die niederländischen Truppen den geübten deutschen gewachsen wären. Aber schon ein unglücklicher Krieg zwischen so nahestehenden Völkern wäre bedauerlich. Sollte jedoch der vlämische Volksrat eine Rolle spielen wollen, wie sie die Ethnike Hetairia in Griechenland gespielt hat, und dadurch eine Verständigung mit Deutschland erschweren, dann wäre unter Umständen die echtgermanische Lösung der Frage mit Blut und Eisen die einzig richtige. Die Deutschen haben ein gewisses Recht, sich um die Zustände in den Niederlanden zu kümmern, und es ist die Aufgabe einer vorausschauenden gesunden Politik, drohende Hindernisse der gewünschten Annäherung beizeiten hinwegzuräumen. Es kann den Deutschen nicht gleichgültig sein, ob sich auf germanischem Boden ein ihnen feindlicher Geist bildet. Sie sind schon bedrängt genug durch das Fortschreiten der slavischen Bewegung, die mit alteingefessener deutscher Bevölkerung den Kampf aufnimmt. Bei solcher Bewegung der Völker, die mehr und mehr in Fluß kommt, muß sich das deutsche Volk nach Bundesgenossen umsehen und die findet es nur bei den germanischen Brüdern. Aber in Blamland ist die alldeutsche Gesinnung durchschnittlich so sehr auf dem Gefrierpunkt, daß man sich dort freut über die Fortschritte der — Tschechen. Man kennt dort die deutsche Frage noch gar nicht, d. h. die Frage nach der „Gemeinbürgerschaft,“ wie man heute sagt, nach dem Eintreten aller Germanen für das Fortbestehen sämtlicher germanischer Länder und Völker. Der Bläme kennt nur sein Blämentum, er ist das, was man im Reiche einen Partikularisten nennt. Alldeutsche Ideen sind ihm ganz fremd, ja unverständlich. Dem Holländer natürlich erst recht. Das hindert natürlich nicht, daß er bei Sprachentagen und ähnlichen festlichen Gelegenheiten, wenn er des süßen Weines voll ist, mit einem deutschen Bruder anstößt und schöne Worte macht. Worte kosten nichts. Im Grunde aber hegt er tiefes Mißtrauen gegen die Deutschen. Der „Militarismus“ erregt seinen Abscheu, die Polizei denkt er sich in Deutschland allmächtig, die „persönliche Freiheit“ scheint ihm ganz ungenügend geschützt zu sein, und was der Vorurteile mehr sind. Seine Hauptfehler sind, ähnlich wie bei den Franzosen, seine Unwissenheit und seine Zuchtlosigkeit. Alles, was die Deutschen haben, fehlt den Niederländern. Gerade der Militarismus wäre das beste Mittel, der Zuchtlosigkeit entgegenzuarbeiten; der deutsche Einfluß, speziell der gefürchtete preussische, wäre gerade das, was sie brauchen.

Man muß sich das heutige Belgien etwa vorstellen wie das alte Polen vor seinem Untergang: dem Namen nach ein Königreich, in Wahrheit eine Republik, von Parteien zermöhlt, ohne jede Autorität. Verschiedne Einflüsse durchkreuzen sich beständig schon seit langer Zeit. Merikale und Liberale kämpfen um die Herrschaft, jeder der Todfeind des andern. Fransquillons

und Blamländer befehden sich mit allen Waffen des Zorns und des Spotts. Die Sozialisten gewinnen täglich an Einfluß, und hinter ihnen erhebt sich die neue, aber noch furchtbarere Gruppe der Anarchisten. Sie hat schon einen französischen Sammelplatz in der Université Nouvelle zu Brüssel, die vor kurzem im Gegensatz zur Université Libre gegründet worden ist, und ein bedeutendes flämisches Organ: Van Nu en Stracks. Wie sich im Mittelalter die Klawarts und Leliaards gegenüberstanden, so heute die feindlichen Brüder: die Flämischgesinnten und die „Franshdollen.“ Dazu kommt neuerdings der Einfluß des Großniederländertums und der alldeutsche Gedanke. Er ist vielleicht noch am unpopulärsten; aber er wird sicher Fortschritte machen, schon durch den wachsenden Einfluß der Reichsdeutschen, die sich in Belgien aufhalten, und die es vor kurzem endlich zu einer eignen „Deutschen Zeitung“ gebracht haben, die in Brüssel erscheint.

Man sieht, es ist reichlich Stoff vorhanden zu dem, was man in der Diplomatensprache eine „Frage“ nennt. Eine „Frage“ entsteht überall, wo Volksschichten in Streit geraten, der allmählich Nachbarvölker in Mitleidenschaft zieht. Natürlich handelt es sich dabei hauptsächlich um Streitigkeiten über die Rechte der Sprache. In solchem Falle pflegen sich die Stammverwandten des wirklich oder angeblich unterdrückten Bruderstammes anzunehmen und unter Umständen mit Waffengewalt einzugreifen. So haben es die Russen in Bulgarien gemacht, die Deutschen in Schleswig-Holstein; auch in Österreich bereitet sich allmählich eine solche Frage vor, und die dänische Frage ist infolge des hartnäckigen Widerstands der Nordschleswiger noch immer nicht gelöst; die Polen aber bilden eine beständige Verlegenheit für die Regierung. Es fragt sich, ob sich in einem so kleinen Gemeinwesen, wie der belgische Staat ist, alle diese Gegensätze friedlich werden ausgleichen lassen. Bis jetzt haben die Belgier wenig politische Weisheit gezeigt. Bei dem Parlamentarismus, der auf der Demokratie beruht, pflegen persönliche Rücksichten und Parteilichkeiten vorzuwalten und höhere Anschauungen zu verhindern. Mundfertige Advokaten aber sind nicht die Männer, ein Land mit Weisheit zu regieren. Der König, der wahrscheinlich der beste Politiker seines ganzen Landes ist, sieht sicherlich mit großem Schmerz die Verwirrung. Wenn es wahr ist, was der Figaro neulich meldete, daß er mit dem General Brassine, dem bekannten Verteidiger der allgemeinen Wehrpflicht, nur deshalb nach Kiel gereist sei, um ein Bündnis mit dem deutschen Kaiser zu verabreden, so würde das jedenfalls von großer politischer Weisheit zeugen. Denn eine Anlehnung an ein konservativeres Staatswesen wäre für Belgien wie ein starker Anker auf unruhigem Meer. Die einzelnen Gruppen gehen natürlich, durch ihren Parteilichstandpunkt verführt, leicht zu weit. Einseitigkeit aber schadet dem politischen Fortschritt. So ist es der Fehler der Flaminganten, daß sie nur sich selbst kennen und nicht begreifen wollen, daß sie nicht allein auf der Welt

sind, sondern daß sie auch auf andre Rücksicht nehmen müssen. So wollen sie z. B. die vlämische Sprache im Heere einführen, was kaum möglich sein wird. Bis jetzt hat noch kein Staat das Experiment gewagt, mehr als eine Kommandosprache anzuwenden: es läßt sich das praktisch schwer durchführen und würde ohne Zweifel die ohnedies schon starke Spannung zwischen beiden Rassen erhöhen. Ein wallonisches und ein vlämisches Armeekorps wären eine gefährliche Wehr für den Staat. Schlägt aber ein Deutscher vor, doch einfach deutsches Kommando anzuwenden, das den Vlāmen verständlich, den Wallonen aber gewiß weniger zuwider ist als Vlāmisch, und das eine gewisse Berechtigung schon deshalb hat, weil ein Teil des Landes von Hochdeutschen bewohnt wird, denen man durch die Verfassung die Anwendung ihrer Sprache verbürgt hat, dann erheben sie ein ungeheures Geschrei, als ob mit dem deutschen „Präsentirtz Gewehr!“ der leibhaftige Gottseibeius seinen Einzug in das Land hielte.

Den Wallonen kann man es nicht so sehr verdenken, daß sie den Bestrebungen der Flaminganten einen Damm entgegensetzen wollen. Denn die völlig durchgeführte Zweisprachigkeit bedeutet eine entschiedne Schwächung des belgischen Staatsgedankens. Daher waren selbst Männer wie der alte Staatsminister Nothomb, der ein vorzüglicher Kenner des Deutschen ist, gegen das Gesetz De Briendt-Coremans. Man muß überhaupt nicht glauben, daß die Wallonen alle französisch gesinnt wären und Gegner der Deutschen. Im Gegenteil, sie haben, um die Franzosen zu kennzeichnen, ein Sprichwort, das ihnen nachsagt: Bonne entrée, mauvaise sortie! Den Deutschen sind sie aber meist wohlgesinnt, wahrscheinlich mehr als die Blamländer, die ihren Einfluß fürchten. Von den friedlichen Wallonen, die überhaupt viel germanisches Blut in sich haben, muß man die Fransquillons unterscheiden. Diese Bewunderer des Franzosentums finden sich bei beiden Rassen in Folge ihrer französischen Erziehung. So schreibt ein Vlāme unter dem Namen Albert Giraud in *La Jeune Belgique*: Depuis des siècles le foyer de notre civilisation est en France. C'est par la langue française que nous sommes en relation avec le monde des idées. Supprimez la langue de Voltaire et de Hugo: vous nous plongez dans la nuit. Man sieht, diese Leute sind mit deutscher Kultur noch ganz unbekannt. Die Bewunderer des Deutschen aber sind dünn gesät, und bis jetzt beschränken sie sich ausschließlich auf die Anerkennung ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Litteratur. Für den ganzen politischen Aufschwung der letzten Jahre haben sie noch nicht das geringste Verständnis. Diese Minderheit wird natürlich von der „franschdollen“ Mehrheit angefeindet und womöglich als Verräter gebrandmarkt. Aber sie wird anwachsen, wenn der deutsche Einfluß steigt. Er steigt aber auf allen Gebieten. Vor dem Kriege war Handel und Wandel in den Händen der Franzosen. Jetzt geht ihr Handel durch ihre Trägheit und Infulanz immer mehr

zurück, die Deutschen aber haben den Vorteil davon: die Erzeugnisse aus dem Reiche überschwemmen nachgerade das Land. Die Belgier sind aber noch so zurück, daß sie nicht einmal gelernt haben, sich leidlich deutsch auszudrücken. So kommt es vor, daß Kaufleute, die mit Deutschen Handel treiben, nicht einmal die Briefe lesen können, die sie von ihren Geschäftsfreunden bekommen. Eine ähnliche Unwissenheit zeigt die Presse. Trotzdem unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß die Deutschen einen ähnlichen Einfluß gewinnen werden wie in den Tagen der Hanse. Sie sollten nur mehr zusammenhalten und sich eine gewisse Organisation geben. In jeder größern Stadt müßte ein deutsches Klubhaus sein, als Sammelpunkt für alle Landsleute. Sie sollten deutsche Bibliotheken gründen, an denen dann auch die Einheimischen teilnehmen könnten. Wenn der alldeutsche Verband und jeder, der für deutschen Einfluß in den Niederlanden ist, auf diese Weise vorginge, würde das von großem Nutzen sein. In Deutschland aber sollte man endlich anfangen, Niederländisch zu lernen und die niederländische Litteratur zu verfolgen. Erst das Verständnis für Land und Leute würde die geistige Annäherung geben, die im Interesse beider Völker nötig ist. Die alldeutsche Bewegung hat eine große Zukunft, wenn sie diese gegenseitige Verständigung anbahnt. Aber im Sturm kann man heute keine Festung mehr erobern; man muß planmäßig zu Werke gehen und Ausdauer und Geduld haben.

Möchten sich die Belgier klar werden über die Gefahren ihrer Lage. Möchten sie nicht in thörichtem Größenwahn befangen ihre Schwäche für Stärke halten. Es ist nicht unbemerkt geblieben, wie in dem Prozeß Lothaire-Stokes das deutsche Reich in unverschämtester Weise öffentlich beschimpft worden ist, es bleibt auch nicht unbekannt, wie belgische Zeitungen in namenloser Verblendung die Deutschen schmähen und verspotten. Das könnte sich eines Tages rächen. Rächen könnte sich auch die Kurzsichtigkeit der Grofniederländer, die meinen, ohne eine starke Armee eine neue Nation gründen zu können, und nicht begreifen, daß sie auf Deutschland angewiesen sind. Die materiellen Interessen weisen die Niederländer auf das Reich hin. Die ungeheure wirtschaftliche Konkurrenz, die Mitteleuropa gegen Amerika, England und Rußland zu bestehen haben wird, zwingt gebieterisch zur Gründung eines Zollvereins. Die Niederlande sind der natürliche Ausfuhrhafen für das Reich. Sie sind auch der natürliche Wall gegen das Franzosentum. Der beste Beweis dafür sind die Schlachtfelder auf belgischem Boden. Wenn es noch einmal zum Entscheidungskampfe kommt zwischen Germanentum und dem von den Slaven unterstützten Galliertum, dann müssen sich auch die Niederländer entscheiden, ob sie für oder gegen die Deutschen streiten wollen. Bleiben sie aber nach der Weise des alten Titus Latiuz zwischen beiden Heeren abwartend stehen, um sich später dem Sieger anzuschließen, dann werden sie sich nicht wundern dürfen, wenn er sie rauh behandelt. Sie werden auch in diesem Falle das

Los des Besiegten teilen. Besser, sie erinnern sich beizeiten ihrer deutschen Abstammung und stehen zum Reiche. Das allein — ein festes Schutz- und Trutzbündnis — verbürgt ihre Unabhängigkeit und künftige Blüte.

Brüssel

Harald Arjuna



Religionsunterricht

(Fortsetzung)



So der Einfluß des Religionsunterrichts auf die Sittlichkeit kann seiner Natur nach nur ganz unbedeutend sein; auf die Fälle, wo er geradezu Schaden anrichtet, wollen wir gar nicht erst eingehen. Und wie steht es mit der Religion? Im sechzehnten Jahrhundert haben wohlweise und hochpreisliche Obrigkeiten, um der Verwilderung der Jugend zu steuern, am Gymnasium einen besondern Tugendlehrer angestellt. Wer würde darüber heute nicht lachen? Wäre es nun weniger lächerlich, wenn man einen Lehrer der Mutterliebe, oder einen Lehrer der Tapferkeit, oder einen Lehrer der Begeisterung, oder einen Lehrer der Reinheit, oder einen Lehrer des Zartsinns, oder einen Lehrer des Schönheitsgefühls, oder einen Lehrer der Wahrheitsliebe, oder einen Lehrer des Strebens nach Erkenntnis, oder einen Lehrer der Sehnsucht nach dem unsichtbaren Ewigen und Unendlichen anstellen wollte, und wird der Religionsunterricht dadurch vernünftiger, daß Religion alles dieses zusammen ist: Liebe, Mut, Begeisterung, Reinheit, Zart Sinn, Schönheitsgefühl, Durst nach Erkenntnis der Wahrheit, Sehnsucht nach dem Ewigen und wahrhaft Seienden, die Seele jeder edeln Empfindung, jeder guten Willensrichtung?

Was ist denn Religion? Nur von der Religion im subjektiven Sinne, von der Religiosität also, kann in diesem Zusammenhange die Rede sein. Religiosität ist der Trieb, die Bereitwilligkeit und Gewohnheit, alle Erscheinungen und Vorkommnisse des öffentlichen Lebens auf ihren tiefsten Grund zurückzuführen und durch ihre Beziehung auf Gott miteinander zu verknüpfen; aus diesem Triebe sprießen dann, wenn er von einer reinen, von grobem Aberglauben freien Gotteserkenntnis geleitet ist, die edeln Empfindungen. Solche Bereitwilligkeit und Gewohnheit aber kann ebenso wie die Sittlichkeit nur aus der Beobachtung des Lebens und aus der Verflechtung darein hervorgehen. Wenn das Kind seine Eltern täglich beten sieht, wenn es sie bei schwerem Leid zu Gott aufseufzen und im Glück Gott danken sieht, wenn es